

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

20.2.1927 (No. 8)

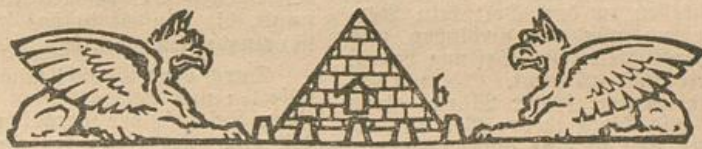
Die

Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 8



20. Febr. 1927

Arthur Drews / Baruch Spinoza (1632-1677).

Am 21. Februar dieses Jahres begeht die Welt den 250jährigen Todestag Spinozas.

Baruch (Benedikt) Spinoza wurde am 24. November 1632 in Amsterdam geboren. Von jüdischen Eltern abstammend, wurde er von diesen zum Studium der Theologie bestimmt. Allein die freien Ansichten über Religion, die der Jüngling frühzeitig äußerte, brachten ihn in einen Gegensatz zur Synagoge. Man verlangte von ihm einen Widerruf, und als er sich dessen weigerte, wurde — in seinem 23. Jahre — der große Bann über ihn ausgesprochen und Spinoza aus der jüdischen Gemeinde ausgeschlossen. Um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, warf er sich auf das Schleifen optischer Gläser. Aber seine eigentliche Beschäftigung bildete die Philosophie. In Rhynsburg, wohin er sich von Amsterdam begab, vertiefte er sich in die Lehre des Descartes, des sog. Vaters und Begründers der neueren Philosophie. Dann siedelte er nach dreijährigem Aufenthalt in Voorburg beim Haag im Jahre 1670 auf Zureden seiner Freunde nach dem Haag selbst über und führte auch hier, wie er dies stets getan hatte, ein äußerst zurückgezogenes und stilles Leben, ganz nur in seine Arbeit versenkt, die ihn in einen immer größeren Gegensatz zu den herrschenden religiösen Ansichten brachte. Im Jahre 1670 erschien seine erste größere Schrift, die „Theologisch-politische Abhandlung“. Sie erregte ein solches Aufsehen und zog ihm so viele Feindschaft zu, daß er sich seines Lebens nicht mehr sicher fühlen durfte, und sich vornahm, hinfort nichts mehr zu veröffentlichen. So kam es, daß sein Hauptwerk, die „Ethik“, erst nach seinem Tode durch seinen Freund, den Arzt Ludwig Meyer, mit den übrigen Schriften und Briefen des Philosophen herausgegeben wurde.

Spinoza selbst geizte offenbar nicht nach Ruhm. Als ihm im Jahre 1673 durch den Kurfürsten von der Pfalz die Professur für Philosophie an der wiedererrichteten Universität in Heidelberg angeboten wurde, schlug er dieses Angebot ab. Er wollte sich die Freiheit seines Denkens nicht beschränken lassen. Am 21. Februar 1677 machte ein sanfter Tod dem Leben Spinozas ein Ende. Er hatte stets eine schwache Gesundheit gehabt: er litt an der Schwindsucht und hatte sich überhaupt nur durch eine strenge und geregelte Lebensweise so lange am Leben halten können. Seine Werke wurden in der ersten Zeit nach seinem Tode viel gelesen und öfters aufgelegt, nicht bloß in Holland, sondern auch in Frankreich. In Deutschland vermochten sie keinen Boden zu fassen, bis der Streit über ihn zwischen Lessing und Jacobi die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Philosophen lenkte und die klassische deutsche Philosophie eines Fichtes, Schellings und Hegel den Spinozismus in ihre eigenen Systeme hineinarbeitete und damit auch in weiteren Kreisen das Interesse für dessen Urheber erweckte. Im übrigen dürfte Spinoza zu denjenigen Philosophen, wenigstens bei uns, gehören, die mehr gerühmt als gelesen zu werden pflegen. Und daran ist die Beschaffenheit seiner philosophischen Darstellungsart in seinem Hauptwerk nicht ohne Schuld.

Der Grundgedanke der Philosophie des Spinoza ist derselbe, der auch dem Descartes zu seiner Erneuerung der Philosophie den Hauptanstoß geliefert hatte, nämlich das Streben nach einer zweifellos sicheren Wirklichkeitskenntnis. Descartes hatte geglaubt,

die Möglichkeit einer solchen in seinem „Cogito ergo sum: Ich denke, also bin ich“ gefunden zu haben. Von diesem Gedanken der unmittelbaren Wirklichkeit des Ich aus hatte der Philosoph es unternommen, die Wirklichkeit auch aller übrigen Gegenstände sicherzustellen und das gesamte Dasein in Ich (Geister) und Körper aufgeteilt, die er als Schöpfungswerke eines über ihnen befindlichen Gottes angesehen hatte. Die Grundbestimmung der Geister bildet das Denken, diejenige der Körper die Ausdehnung. Gott aber ist der unendliche Geist, der über den endlichen Geistern und Körpern waltet.

Spinoza war vom Geiste der mittelalterlichen (arabischen) Mystik mit ihrem den Dingen selbst unmittelbar innewohnenden Gott berührt u. hatte sich begeistert an der Weltseele des Giordano Bruno. Sein auf Einheit gerichtetes Denken fühlte sich zur Alleinheitstheorie oder zum Monismus hingezogen, weil er nur in ihr die Möglichkeit erblickte, eine zweifellos sichere Wirklichkeitskenntnis zu begründen. Descartes hatte sein Ziel, aus dem Gedanken der unmittelbaren Wirklichkeit des Ich durch bloßes reines Denken den gesamten Inhalt der Wirklichkeit abzuleiten, schon deshalb sein Ziel nicht erreicht, weil er Körper außerhalb des Ich angenommen hatte, deren Wirklichkeit sich aus dem Ichgedanken nicht begründen ließ. Vom Gedanken der individuellen „Substanz“ aus, wie Descartes das Ich in seiner unmittelbaren schlechthinigen Wirklichkeit bestimmt hatte, ist es nicht möglich, zum Dasein einer Welt von Körpern, einer Natur außerhalb des Ich und anderer Iche auf rein gedanklichem Wege zu gelangen.

Wie aber, wenn die Substanz als absolute, allumfassende, unendliche und unbedingte aufgefaßt wird, die alle Wirklichkeit in sich einschließt? Die Mathematik entwickelt aus dem bloßen Begriff des dreidimensionalen Raumes die gesamte Körperlehre und erreicht dadurch eine unbezweifelbare Gewißheit ihrer Ergebnisse. Wie, wenn der Philosoph es unternimmt, in derselben Weise, vermittelt geometrischer Methode, den Inhalt der Wirklichkeit aus dem Begriffe der absoluten Substanz abzuleiten, wie uns dieser im Denken unmittelbar gegeben ist? Spinoza griff nur einen Gedanken auf, der damals gleichsam in der Luft lag, als er es unternahm, seine philosophische Weltanschauung nach geometrischer Methode in der Form von Definitionen, Axiomen, Postulaten, Lehrräthen usw. zu entwickeln, ganz wie dies in der Mathematik der Fall ist. Er stellte den Begriff der „absoluten Substanz“, den ins Unendliche, Unbedingte und Allumfassende erhobenen Begriff des cartesianischen Ich, an die Spitze seines Systems, der bei ihm die Stelle des Raumes in der Geometrie vertreten mußte, und suchte, zu zeigen, daß in diesem Begriffe der gesamte Weltinhalt in derselben Weise enthalten sei und aus ihm in rein gedanklicher Weise herausgesponnen werden könne, wie der Geometer seine Figuren und was in ihnen an Gesetzmäßigkeit enthalten ist, aus dem bloßen Wesen des Raumes ableitet.

Daß auf den Leser seiner „Ethik“ eine solch künstliche Darstellung ungewohnt befremdlich, ja, abstoßend wirken muß, leuchtet ohne weiteres ein. Und doch ist die geometrische Form bei ihm nur ein Gewand, wenn man will: eine zeitlich bedingte Schürle, hinter der sich die tiefste Blut der religiösen Empfindung verbirgt.

Denn Spinoza war trotz allem ein im Grunde religiöser Geist. Nicht grundlos nennt er seine absolute Substanz den Urgrund und das Wesen aller Dinge, „Gott“. Und wenn er diesen Gott mit der Natur vereinbart (Gott „oder“ die Natur) und damit die Natur als solche zu vergöttlichen scheint, so ist dies doch eben nur ein Schein, dadurch hervorgerufen, daß Spinoza schon aus methodischen Gründen, um die Ableitung des Begriffes der Natur aus demjenigen Gottes vollziehen zu können, genötigt ist, beide in eins zu setzen, anstatt sie, wie die Kirchenlehre, durch eine Kluft getrennt sein zu lassen, die nur durch die Schöpfung überbrückt wird.

Gott ist die Natur, und die Natur ist Gott. Das ist aber nicht in atheïstischem Sinne aufzufassen, nicht so, als ob nur die Natur ist und Gott nicht ist, sondern so, daß die Natur die Erscheinung Gottes und Gott das Wesen der Natur ist, das sich in ihr in seine Bestimmungen entfaltet. Daran wird auch dadurch nichts geändert, daß Spinoza in Übereinstimmung mit der Naturwissenschaft die Annahme von Zwecken in der Natur verwirft, alles Geschehen in der Welt sich rein mechanisch abspielen läßt, die Freiheit und den Zufall leugnet und nur die Notwendigkeit im Weltgeschehen gelten läßt. Denn auch das sind nur selbstverständliche Folgerungen seiner geometrischen Auffassung der Wirklichkeit, da diese, um nach geometrischer Methode abgeleitet zu werden, keine Eigenschaften und Wesenseigentümlichkeiten enthalten darf, die in der Geometrie nicht vorkommen. Die Geometrie aber weiß nichts von Zwecken, Freiheit oder Zufall, und so darf es auch in der geistigen Welt, nach Spinoza, keine Freiheit geben und darf selbst der geometrisch aufgefaßte Gott keine Freiheit seines Handelns besitzen. Aus demselben Grunde ist auch alles Geschehen in der Welt kein Verursachen und Bewirkwerden, sondern nur ein Bedingen und Folgen, und die Zeit darf in der Wirklichkeit keine Geltung haben, weil ihr eine solche in der Geometrie nicht zukommt. Wie aus der Gestalt des Dreiecks folgt, daß die Summe seiner Winkel gleich 2 R ist, in derselben Weise „folgen“ alle Dinge in der Welt in zeitlos-ewiger Weise auseinander. Die Zeit ist eine bloße „verworfene Vorstellung“ unseres menschlichen Bewußtseins, das das ewige Verhältnis der Dinge zueinander in zeitlichem Sinne auseinanderzieht. Daß damit alles Geschehen für ein Wahn erklärt und die Wirklichkeit überhaupt geleugnet ist, ist selbstverständlich. Es zeigt aber, wie weit Spinoza, trotz aller scheinbaren Übereinstimmung mit ihm, vom Standpunkte der Naturwissenschaft entfernt ist, und wie es nicht sowohl deren Geist der Naturwissenschaft, als derjenige der Mystik mit ihrer Leugnung der Weltwirklichkeit im Interesse des göttlichen Wesens ist, der aus seiner „Ethik“ redet.

Spinoza ist kein Atheist. Man kann ihn einen „Monisten“ nennen, sofern er die Einheit Gottes und der Welt behauptet, und nur eine Art der Gesetzmäßigkeit, die mechanische gelten läßt, einen „Pantheisten“, indem er Gott als das Eine-und-Alles auffaßt. Genau genommen, ist er freilich auch nicht dies, denn da er als eine der göttlichen Bestimmungen die ewige Vernunft, das absolute Denken betrachtet, das Denken aber für den Schüler des Descartes nur als bewußtes in Frage kommen kann, so muß man ihn einen „Theisten“ oder doch wenigstens „Persönlichkeitspantheisten“ nennen, denn darauf, ob Gott ein Bewußtsein und damit Persönlichkeit zugeschrieben wird oder nicht, beruht der Unterschied von Pantheismus und Theismus. Man kann nur sagen, daß alle diese Unterschiede sich damals noch gar nicht klar herausgebildet und noch nicht die Bedeutung hatten, die sie später in der Philosophie gewinnen sollten.

Spinoza überträgt nun folgerichtig auf die absolute Substanz diejenigen beiden Wesensbestimmungen, die Descartes seinen Geistern u. Körpern zugeschrieben hatte: das Denken (Vernunft) und die Ausdehnung. Gott offenbart sich überall in der Welt als ein sowohl denkendes wie ausgedehntes Wesen, und so ist auch jede einzelne seiner Erscheinungen, die selbst keine Substanzen, keine ursprünglichen selbständigen Wesen, sondern bloße „Zustände“ (Modi) des alleinigen Wesens sind, sowohl als Gedanke wie als Ausdehnung aufzufassen. Die Wirklichkeit ist (körperlich) ausgedehntes Denken, jedes Ding verstofflichter Gedanke. Wo Geist (Denken, Bewußtsein) ist, da ist solches auch Natur (Körper, Stoff) und umgekehrt. Selbst das niedrigste Atom ist in diesem Sinne ein „Seele“ sowohl wie ein stoffliches (räumlich ausgedehntes) Etwas, und die Ordnung und Verknüpfung der Gedanken im Bewußtsein ist dieselbe, wie diejenige der Dinge in der Außenwelt.

Spinoza leugnet demnach jeden Einfluß der Natur und des Geistes aufeinander. Wie Denken und Ausdehnung, als Offenbarungsformen der absoluten Substanz an sich, verschieden und gegenfänglich und nur im Begriffe der Substanz dasselbe und miteinander vereinigt sind, so ist auch die Verknüpfung der Geschehnisse in der Wirklichkeit nur eine einzige, die sich nur infolge der Zweifelt der Offenbarungsformen als zwei gleichgerichtet nebeneinander herlaufende Reihen darstellen. Jeder Gedanke hat als solcher nur wieder einen Gedanken, jede körperliche Bewegung nur wieder eine Bewegung zur Folge. Gedanke oder Vorstellung und Körper entsprechen einander nicht bloß, sind nicht nur immer zugleich, sondern sie sind wesentlich dasselbe, nur unter verschiedenen Gesichtspunkten angesehen. Descartes hatte bei seiner dualistischen Auffassung nicht erklären können, wie Geistsubstanzen und körperliche Substanzen aufeinander sollten wirken können, da sie doch wesentlich verschieden sein sollten. Spinoza zeigt die Möglichkeit einer Lösung dieser Schwierigkeit durch den Hinweis auf die Einheit der Substanz auf, deren bloße Zustände die Geister und die Körper bilden: weil das tatsächliche Wirken Gottes infolge

der Zweifelt seiner Offenbarungsweisen sich stets als ein bewußt-geistiges und körperliches darstellt, so entsteht daraus der Schein eines doppelseitigen Geschehens. In Wahrheit gibt es nur Ein Geschehen, sowie es nur Ein substantielles Wesen gibt, das geistige und körperliche Geschehen laufen parallel nebeneinander her und bilden nur die beiden Seiten, worin sich die einheitliche Tätigkeit des absoluten Wesens in der Welt der Erscheinung auseinandersetzt (sog. „psychologischer Parallelismus“).

In seiner Ethik sucht Spinoza auch die Zustände der menschlichen Seele aus denselben notwendigen Naturgesetzen zu erklären, wie alles Uebrige, und sie ist wesentlich eine Lehre von den Affekten und Leidenschaften. Er will diese weder verabscheuen noch verachten, er will auch die Fehler und Torheiten der Menschen nur aus Naturgesetzen begreifen und auch sie in geometrischer Weise behandeln, wie wenn es sich um Linien, Flächen und Körper handle. Dabei betrachtet er den Selbsterhaltungstrieb als den Grundtrieb jedes Wesens und bestimmt die Tugend als das Vermögen, seine Macht und Wirklichkeit zu erhalten und zu vermehren, d. h. er führt sie auf den Egoismus zurück, und zwar auf einen Egoismus, der die Rücksicht auf das eigene persönliche Wohlbefinden für den Grund und den Hauptzweck alles sittlichen Handelns ansieht und den eigenen Nutzen zum Maßstab der Sittlichkeit erhebt. Er glaubt, auch die Sorge für das Wohl der andern und das gesellschaftliche Zusammenleben aus diesem Gesichtspunkt begründen zu können, und betrachtet auch den Staat nur als eine Anstalt zur Beförderung des menschlichen Wohlergehens. Schließlich sieht er sich aber doch genötigt, das Sittliche nicht sowohl auf den eigenen persönlichen Nutzen, als auf die Erkenntnis, die Vernunft, die Einsicht in das göttliche Wesen zu gründen, indem er sich einzureden sucht, daß dies für den Menschen das Nützlichste sei.

Durch diese Einsicht nämlich wird der Mensch erlöst von seinen Affekten und Leidenschaften und damit tritt er aus dem gewöhnlichen Zustande der Knechtschaft der Seele in denjenigen ihrer Freiheit ein. Im Gedanken an das alleinige Wesen und die göttliche Beschaffenheit der Erscheinungswelt überwindet er seine Natur, und indem er den Affekt in seiner Unvernunft begreift, gelangt er dazu, sich nicht mehr durch seine persönlichen Wünsche, Neigungen und Leidenschaften, sondern durch die Sache selbst bestimmen zu lassen und sich frei aus seiner eigenen in Gott gegründeten Vernunft heraus zu entscheiden. Da erkennt er, daß der Einzelne für sich nichts, sondern eine unwirkliche und vorübergehende bloße Erscheinung des Meinen ist. Da begreift er den notwendigen Zusammenhang des Weltgeschehens, hört er auf, sich über die Welt zu erregen und sich durch sie ansprechen und betrüben zu lassen und gewinnt dadurch den wahren Herzensfrieden, die Seligkeit, von welcher es bei Spinoza heißt, daß sie „nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst“ sei. Ist doch diese Seligkeit, die der Mensch in Gott und dem Gedanken an ihn gewinnt, in Wahrheit nur die Seligkeit Gottes selbst, wie dies die Mystiker von jeher behauptet haben. Wer Gott erkennt, kann nicht umhin, ihn zu lieben, und diese geistige Liebe zu Gott, die mit der Gotteserkenntnis eins ist, ist die höchste Freiheit, die größte Tugend, das höchste Gut, beruhend auf dem Zusammenfallen der menschlichen Freiheit und Vollkommenheit mit derjenigen des Absoluten selbst. Die menschliche Liebe zu Gott ist die Liebe Gottes zu den Menschen, wie es auch im Johannesevangelium heißt, sofern Gott u. Mensch in ihrem Wesen eins sind. Damit langt die spinozistische Weltanschauung an ihrem Ende wieder bei ihrem Ausgangspunkte an, bei Gott, der das A und das D aller Weltwirklichkeit und Wirklichkeitskenntnis darstellt.

Spinoza war einer der entschiedensten Verfechter eines freien Geistes in Europa, schon durch die Kühnheit, wie er Gott in unmittelbarem Zusammenhang mit der Welt zu bringen und damit der Kirchenlehre und dem Dogma von der Schöpfung entgegenzutreten wagte. Er ist neben Giordano Bruno, an den er sich vielfach angeschlossen hat, der erste moderne Verkündiger einer reinen Diesseitsreligion gewesen. Zwar ist es ihm nicht wirklich gelungen, eine Weltanschauung aufzustellen, die beiden, dem religiösen wie dem wissenschaftlichen Bewußtsein, gleich sehr genügt. Indessen hat er in seiner Alleinheitslehre doch den Weg gezeigt, auf dem eine Versöhnung und Vereintung der beiden, wenn irgendwie erstrebt werden muß. Ja, selbst für denjenigen, der von Religion überhaupt nichts wissen will, bleibt er nichtsdestoweniger verehrungswürdig, wenn nicht durch sein Hauptwerk, die „Ethik“, das heute wohl nur sehr wenige wegen seiner formalen und gedanklichen Schwierigkeit wirklich lesen werden, so doch jedenfalls durch seine „Theologisch-politische Abhandlung“, die die Frommen seiner Zeit gegen ihn dermaßen in Harnisch gebracht hat, daß sie ihn bei seinen Lebzeiten nach außen hin vollkommen verstummen machten. Denn dieses Werk war nicht bloß eine eindringliche Verteidigung der Denk- und Redefreiheit in religiösen Dingen, wie sie damals in allen abriäen Ländern Europas, außer Holland, vollkommen unerhört erscheinen mußte, sondern es enthielt auch die erste wissenschaftliche Bibelkritik, die allen Späteren vorgearbeitet und ihnen den Weg gezeigt hat, um zu einer der Sache entsprechenden Beurteilung der biblischen Erzählungen zu gelangen.

Spinoza lehnt hier die Ansicht ab, daß der Inhalt der biblischen Schriften das Ergebnis einer wörtlichen göttlichen Offenbarung darstelle und weist statt dessen auf das mystische Gepräge ihres Inhaltes hin. Er verlangt, die Bibel, wie jedes andere Buch, zu lesen und ihren Inhalt aus ihrer Zeit und deren Verhältnissen sowie aus dem Charakter ihrer verschiedenen Verfasser

zu erklären. So unternimmt er es nicht bloß, den Text der biblischen Schriften genauer festzustellen, deren Verfasser zu ermitteln und solche religiösen Grundbegriffe, wie den der Weisagung, der Offenbarung, des Prophetentums, des Wunders usw. aufzuklären: er verlangt auch zugleich eine strenge Unterscheidung zwischen Philosophie und Religion, weist den Glauben in seine Schranken zurück, der da meint, vom Standpunkte seiner sogenannten Offenbarung aus der wissenschaftlichen Erkenntnis Schranken setzen zu können und fordert den Staat dazu auf, in seinem eigensten Interesse solche ungehörigen Uebergriffe nicht zu dulden. Dabei ist Spinoza ganz modern, wenn er mit aller Entschiedenheit für die Unterordnung der Kirche unter das Recht des Staates eintritt. Der Staat hat nicht das Recht, den Einzelnen ihr Urteil über die Religion zu verbieten und ihre Freiheit des Auslegens und Erklärens einzuschränken. Und weil es das natürliche Recht eines Menschen ist, Gedanken zu haben und sie auszusprechen, so kann er auch die Freiheit des Philosophierens nicht beschränken oder aufheben. Ist es doch nicht der Zweck des Staates, die Menschen zu Tieren und Automaten zu machen, sondern sie zu lehren, ihre Vernunft zu gebrauchen, und, statt sich gegenseitig zu bekämpfen, in Liebe und Eintracht miteinander zu leben, oder mit anderen Worten: der Zweck des Staates ist die Freiheit.

Es sind nicht die Einzelheiten, es ist die Gesamtheit seines Philosophierens, es ist der Geist, der uns aus seinen Schriften entgegenweht, die Tiefe, Großartigkeit und Weite seiner Weltanschauung, die uns immer wieder von neuem fesseln und uns zu diesen Philosophen hinziehen, so sehr wir ihm auch im Besonderen widersprechen mögen. Man fühlt: es steht eine Persönlichkeit hinter diesen Werken, die, wenn irgend eine, dem Ideal entspricht, wie man es sich von einem echten Philosophen zu machen pflegt.

Emanuel von Bodman /

Der in Zürich lebende Dichter Carl Friedrich Wiegand feierte seinen 50. Geburtstag, und da es üblich wurde, Dichter in Erinnerung an den Tag ihres Welteintritts mit Worten zu ehren — auch mehr als durch stilles Lesen ihrer Werke oder durch Auführungen — so ist es angebracht, auch im Reiche auf ihn hinzuweisen, um so mehr als Wiegand von Geburt Hesse, mit westlichem Einschlag, ist. In Zürich bekleidet er ein Lehramt und ist dort für eine größere Zeitung tätig. Durch die Frische seines Mit-schwingens trägt er viel dazu bei, Dichtungen der Gegenwart seinen Schülern schmachtender zu machen als es sonst in Schulen üblich ist, und als Berichterstatter bedeutet er einen wertvollen Mittler zwischen den Künsten zweier, kulturell aufeinander gestimmter Nationen.

Carl Friedrich Wiegand ist ein vielbegabter Mann. Stürmisches, warm vorgetragenes Temperament, methodisch geschulter Kunstverstand, Wille zur starken Wirkung, rascher Griff für Stoff und Motiv geben die Grundlage für seine ziemlich eindeutige Kunst ab. Er schrieb Balladen und Gedichte, einige Trauerspiele, eine Komödie, Erzählungen, Reisebeschreibungen und blühende Essays. Er ist ein Künstler.

Er ist ein Gestalter auf Grund realistischer Beobachtung und sinnlicher Aufnahmekraft, seines Formverständes und öfters Dichter.

Er hat ein starkes Verhältnis zur Welt der Erscheinungen und Tatsachen — Wirklichkeit genannt — mehr zu ihrem bildhaften Eindruck, als dem Wesen, hat Glauben an einen Kern im Menschen, gesunde Sinne, wenig Zwiespältigkeit, wenig oder keine Selbstironie. Aus letzteren Gründen sind seine Trauerspiele weniger Verfinstlichungen innerlicher Seelenkämpfe, die nach dem schmerzgeweihten Glück tragischer Lösung in der Kunst verlangen, als mit Köhnerhand ergriffene und hingestellte dramatische Motive von packender, bisweilen zu betonter Wirkung. Und seine Komik steht der Satire näher, als dem tiefen Humor aus dem Herzen. Wiegand besitzt eine gewisse Verwandtschaft mit Wildenbruch, sowohl im Willen zur Wirkung als zur dekorativen Färbung. Es ist nicht recht begreiflich, weshalb die Bühnenleiter nicht mehr nach seinen Stücken greifen, mit einigen wäre ihnen und ihm der Erfolg gewiß. Es sind nicht viele Talente da, die imstande sind, in so gedrängtem Rahmen ein so packendes kleines Drama wie *Corleone* hinzustellen. Die Handlung ist stark begreiflich, die Gestalten sind lebendig, und wenn auch der Held in der zweiten Hälfte durch Unselbständigkeit und Mangel an Gefühl für seine gemachte Schuld etwas an Sympathie verliert und eher Mitleid erregt, so ist dadurch der Gang der Handlung, die mit synthetischer Wucht gestaltet ist, im ganzen doch wenig beeinflusst. In der Willenkomödie mit sonderlichen Charaktertypen, die *Simplanten*, stehen köstliche Szenen, die ein ganzes Stück zu tragen imstande sind, so der Streit zweier Krankenschwestern um den Haupt-simplanten. In solchen herrscht wirkliche gestaltungsfreudige, nicht aus Einzelbeobachtungen zusammengetragene, sondern aus dem Vollen gelungene Komik — ein Element, das in unserem Vaterland, wo die Kultur des Kunstverständes so sehr herab-sank oder von Zeitendenken durchsetzt ist, von wegen des schweren, benommenen Gemütes lange nicht genug geschätzt oder gar, wie es sein sollte, dem Traaischen gleichgestellt wird. *Mariano*, ein schweizerisches, in Norischach mit Erfolg aufgeführtes Volks-schauspiel hat, wie auch die *Winternacht*, starke Szenen und schla-

unbestimmert um Ruhm oder Lohn, ohne auf den Dank seiner Zeitgenossen zu rechnen, spricht Spinoza aus, was ihm das Gemüt bewegt und was ihm die Sache zu fordern scheint. Er erstrebt keine praktische Wirksamkeit mit seinen Gedanken. Es genügt ihm, sie zu denken und auszusprechen, weil er überzeugt ist, daß sie die Wahrheit enthalten. Und so unverstanden und einsam er sich in einer so ganz verschiedenen Welt befindet, er geht unbestimmert seinen Weg und fühlt sich nur befriedigt im Bereich der Wissenschaft, die seine wahre Heimat bildet, und die er in seinem Gedanken der geistigen Liebe des Menschen zu Gott in seiner Weise geseiert hat. Er selbst hat in ihr seinen Ruhepunkt und Halt gefunden. Mitten im Treiben und Toben einer feindseligen Umgebung, weilt er in ihr, wie in einem stillen Hafen, von den Stürmen des Lebens aus, ohne Wunsch, ohne Bedürfnis, aber in dem beseligenden Bewußtsein, daß es für den Menschen nichts Höheres geben kann, als, abseits von allem Weltgetriebe, sich in die Betrachtung des göttlichen Wesens aller Dinge zu versenken und dadurch von seinen Leidenschaften und den Schmerzen des Lebens frei zu werden.

Man kann sich den Spinoza nicht lachen vorstellen. Ernst und mit dem wehmütigen Buge des stillen Gräblers um den Mund, der weiß, was an den Menschen und Dingen daran ist, blickt er in das Leben. Seine Zeitgenossen rühmten an Spinoza seine Sanftmut und Milde, sein edles Wesen, seine freundliche Gelassenheit. Er besaß in höchstem Maße wirklich, was auch Schopenhauer als der Güter höchstes preist: den Gottesfrieden, die Seelengröße und innere Festigkeit, die zwar vom Leben nichts hofft, aber auch nichts fürchtet, weil sie sich verwurzelt weiß im göttlichen Wesen aller Dinge und dazu gelangt ist, die gesamte Wirklichkeit unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit zu betrachten.

Carl Friedrich Wiegand

gestaltete Gestalten. Interessant ist auch *Kain*, der Kampf zweier Prinzepe, mehr aber in der Konzeption und Handlung, als in der Ausgestaltung wegen gelegentlichen Theaterdeutsches und weil das Dionysische doch etwas vergrößert aufgefaßt ist.

Die gleichen Eigenschaften seiner Natur wirken sich auch in Erzählungen aus — *Enriakus Kopp* — und oft prächtig hin-fließenden Reiseschilderungen, wie auch in seinen Balladen und Gedichten.

Unter diesen — *Stille und Sturm*, *Totentanz*, *Unterm Dach der Welt* — finden sich bewußtschön hingeproschene oder grausig phantastische Gedichte, Stücke vom Geist geformt und solche mit volksmäßig ehrfürchtigem Gefühl. Mitunter gelingt eines, wie ich es hierher setze:

„Weil ich jeden Abend einsam bin,
Steig ich schweigend in mein Segelboot.
Einsam treib ich auf den Fluten hin,
Einsam fahr ich in das Abendrot.
Keiner kennt mich an dem lauten Strand,
Keiner ahnt, wohin der Wind mich weht,
Keiner fragt, wohin mein Segel schwand,
Wenn die Sonne mit mir untergeht. . .“

Hier ist der Künstler mit dem Dichter verschmolzen. Aus einem sinnlichen Erlebnis wächst fast unbewußt ein Bild des Lebens. Ein Stimmungsbild wird reine lyrische Poesie.

Einen besonderen Rang unter seinen Werken nehmen die niederländischen Balladen ein, die ihm viel Erfolg brachten, aber von den Bünstigen noch nicht genug gewürdigt sind. Es geht hier um immer wiederkehrende Motive, denn die Zeit ändert wohl ihre Blige, nicht ihr Gesicht. Entbehren die Balladen auch der Pathos und der ziehenden Poesie alter Volkheit, so gerieten sie doch immer zum packenden Bild, zum farbigen Sang, öfters mit doppeltem Boden; sie sind präzise gefaßt und in klar-gewachener Sprache ohne Modetorheiten vorgetragen. Wie strahlend einfach klingt das Lied von *Jan Haring*, dem einsamen Volkshelden! Mit wenigen Strichen lebt eine Seeschlacht auf. Es gehört ins Lesebuch. Andere, wie *Aluenda*, erschüttern durch die Auswirkung der naturgegebenen Gegensätze und zweier daraus wachsender Menschenschicksale. In solchen Stücken, wie auch dem heimlich ergreifenden *erloschenen Astarbild* und einer Reihe anderer erhebt sich Wiegands Kunstballade zur Dichtung.

Carl Friedrich Wiegand machte kaum die Entdeckung durch, die seit Ende der Achtzigerjahre die „Moderne“ genannt wird, und die, der epigonär gewordenen Kunstübung sowohl wie der Stukkatur der Gründerzeit satt, zuerst in einem hilflosen, doch durchschütternden Naturalismus untertauchte u. chaotisch den Umsturz der Werte und Worte erfuhr, um dann mit leidender und suchender Anbrunst die Neugeburt des Wortes und den inneren Rhythmus der Formen frisch zu erleben. An Hand der Realismus und nachklassiker wuchs er zu sich und brachte dabei genug Realismus und sinnliche Eindrucksfähigkeit mit, um seinen eigenen Ton zu finden. Neue Strömungen aufnehmend, entwickelte er sich zu einer Persönlichkeit, deren beste Werke auf den verschiedenen Gebieten bleiben werden.

Paul Renouan / Traum und Errettung.

Das Auditorium maximum war, einen vollstümlichen Ausdruck zu brauchen, stoppevoll. Pünktlich betrat der Geheimrat, von zwei Assistenten gefolgt, den Hörsaal. Eine Krankenschwester ließ sich hart seitlich der Flügeltür nieder.

„Wir haben, meine Damen und Herren“, begann Wegener, nachdem er die verhallende trampelnde Begrüßungsalve mit liebenswürdiger Ruhe über sich hatte ergehen lassen, „davon gesprochen, daß Lähmungen durch Verletzung oder Erkrankung eines Nerven in seinem peripheren Verlauf, ja selbst durch Erkrankung des Muskels allein bedingt sein können. Um Ihnen den heutigen Fall in seinem, jedem wissenschaftlichen Kalkül widersprechenden, Befundungsprozeß deutlich vor Augen zu führen, ist es nötig, darauf hinzuweisen, daß es auch seltene Einflüsse sein können, die das funktionelle Netz der Sinne zerstören. Der Krieg hat dem Forscher gerade hier ein überreichliches Material an die Hand gegeben. Dafür, daß wiederum elementare psychische Einwirkungen den Kontakt wiederherzustellen vermögen, will nicht ich Ihnen — dafür soll die Refonvalezentin selbst den Beweis erbringen. — Bitte, Schwester.“

Die Pflegerin geleitete eine Frau von etwa 28 Jahren in den Saal. Das sehr zarte Gesicht trug die Spuren langer Krankheit. Die Patientin machte den Eindruck tastender Benommenheit, gewann aber sichtlich an Sicherheit und Ruhe, als sie sich von warmer Teilnahme berührt fühlte.

„Das geht ja prächtig, liebe Frau; ich wünsche Ihnen von Herzen Glück!“ Die Stimme des alten Herrn klang gütig und aufmunternd. „Ich habe Sie hierher gebeten, um, wie wir Wissenschaftler gartig sagen, den junaen Herrschaften da Ihren Krankheitsfall zu „demonstrieren“. Wir haben ja alle den Wunsch, zu lernen. Darin, daß Sie es über sich bringen, an diesem Ort von Ihrem harten Los zu sprechen, sehe ich den zuverlässigsten Beweis für Ihre Wiedergenehung.“

Die Wangen der Frau deckte flüchtige Röte. Es mochte Verwirrendes in ihr vor sich gehen; aber sie überwand sich. Sie dankte dem Geheimrat viel; daß sie ohne sein Zutun genas, betrachtete sie als Fügung eines Höheren. Dennoch, vielleicht deshalb, fühlte sie sich dem Arzt dankbar verbunden.

„Ich möchte mich kurz fassen“, begann sie leise und stockend, „soweit ich hier häßliche und sehr peinliche Dinge berühren muß. Nur so viel: ich habe, trotzdem ich anfangs mit meinem Mann in herzlicher Uebereinstimmung lebte . . . trotzdem ich ihn noch heute, ungeachtet seiner schlimmen Fehler, zugetan bin, in meiner Ehe bitterste Kränkungen erfahren. Ich wurde namenlos elend, als ich sehen mußte, wie er mein Vertrauen aufs schändlichste betrog. Er — —“, hartes Schluchzen überwältigte die Erschütterte . . . „Nein!“ rief sie mit zuckenden Lippen, „alle sollen wissen, wie ich gelitten habe. Ach, ich fühlte, daß ich nicht vermochte, ihn mit meinen Tränen, meinen flehentlichen Bitten zu einem anständigen Menschen zurückzugewinnen. Das Gift der Eheschickseligkeit hatte ihn bis ins Mark verborben. Unsaubere Verzweiflung drohte mich zu vernichten. Ich . . . ich allein, bereifen Sie das doch, mußte richten, wollte ich nicht selber meine Ehre beschmutzen. Ich war . . . zerbrochen: innerlich zertrümmert war ich — das mag für mich sprechen. Es waren furchtbare, nervenschwächende Tage. Immer wieder studierte ich den Mechanismus des entsetzlichen Instruments: lud und entlud. Sicherheit, Entscherte. Ach, meine Hände zitterten; mein Herz klopfte zum Berspringen. Ich war von Sinnen: sah die unheilvolle Tat auf von Tag zu Tag — aber die Nächte — gaben — mir — Kraft. . .“

Und in einer Nacht geschah es. Im Morgengrauen kam er heim mit verwüstetem Gesicht. Ich hatte in seinem Zimmer gewacht. Unbeweglich. Er starb innerlich . . . ich weiß nicht . . . ein Zwana, der jeden Willen lähmt, leitete mich. Ich erinnere mich, daß ich mich lautlos . . . steinern erhob. Mit unsäglicher Anstrengung die Waffe richtete. Ich sehe in seinen Augen noch den Ausdruck tierischen Entsetzens . . . fühlte, während mir das Herz blutete, den eiskalten Abzug an meinem bebenden Finger . . . und . . . brach . . . zusammen.“

Erschöpft hielt die Frau inne. Wiederum säuselte die tröstliche Schwesterhand. Der Geheimrat nahm behutsam das Wort:

„Die Vermisste kam unter meine Obhut. Der Blick der Aufregung hatte die Nervensicherungen ihres funktionellen Leistungsnetzes vollkommen durchschlagen: akuter Fall von Hysterie. An eine Besserung war nach Lage der Dinge nicht zu denken. Und da muß ich trotz . . . oder vielmehr: wegen der vielberühmten abstrakten Wissenschaft schon meinen Glauben an das Wunder bekennen. Die Kranke ward geheilt; geheilt durch das Mysterium der Liebe. . . durch die unerforschliche Kraft ihres reinen Hin-

gebungsvollen Frauenherzens, das der Unwürdige, obwohl hundertfach verwirrt, noch immer besaß. Die Frau konnte die früheren glücklichen Zeiten an der Seite des Gatten einfach nicht aus dem Gedächtnis streichen. Und drückte sie nicht das Bewußtsein seiner eigener, ungeheurer Schuld?! Das alles verdrängte sich in dem gefolterten Körper und gestaltete sich in peinigenden Träumen . . . Nur ein Gedanke beschäftigte die Unglückliche bei Tag und bei Nacht: wie ihn wiedergewinnen . . . wie ihn retten! Das ist's, meine Freunde: die selber hilflos und gebrochen dem Tode näher als dem Leben lag, verzehrte sich in dem unablässigen Wunsch, zu helfen und zu vergeben . . . ihm, auf dessen Haupt die Leiden und unsähhbaren Bitternisse ihres Frauentums mit Untergewichten lasteten. Das ist das Erschütternde an diesem untergründigen tragischen Erleben. Sie hatten einen Traum . . . wie war der doch?“

Die Frau tauchte aus mildem verlorenen Sinnen empor. Ein unirdisches Lächeln besonnte die verhärmtten Züge.

„Der Traum?“ flüsterte sie mit tiefverglänzten Augen: „der Traum . . . ? Er kam auf den Flügeln der Güte. Er malte mir in märchenhaften Farben das Glück vergangener Tage. Ich sank zurück in Erinnern meiner Braut- und ersten Ehejahre. So paradiesisch schön war das Schweben im Licht der Liebe, daß ich mein seltsames Erstaunen hätte hinauszubeln mögen. Aber dann . . . umflorte . . . Trauer mein Herz, zweifelndes Bangen ängstigte mich . . . Wolken hingen lastend über meinem Leben. Ich sah mich allein . . . sah mich grenzenlosen Einsamkeiten preisgegeben. Drane . . . frachende Donner ließen die Erde erbeben. Es war eine furchtbare, dämmerungsstahlige Gegend, in der ich mich befand. . . und wie ich nun zitternde Anstrengungen machte, dem vernichtenden Bann dieser Stätte zu entfliehen . . . wie ich in meiner Herzensnot seinen Namen schrie, taumelte ich zurück: ich sah ihn, meinen Mann, aber er wurde umklammert und gehalten von zwei Frauen, die die breitesten Augen des Lasters hatten . . . ich wußte, wie meine Frühe zuckendes Leben gewannen . . . fühlte das gefensterte Wehen der Nachtlust an meiner Stirn, und ein ungeheurer Wille . . . ein Kämpfen mit den Dämonen der Hier und der Schamlosigkeit um die verlorene Seele des Mannes aoben mit Kraft. Ich eilte. ächzte, strauchelte . . . aber je schneller ich mich den drei Personen zu nähern trachtete, desto rascher wichen die Schemen zurück. Mit einem Schrei, der alle oebundene Not meines Herzens löste, zerrannen die Gebilde der Nacht — mehr weiß ich nicht.“

„Und doch“, beäugte Wegener, „wissen Sie mit diesem Traum, der Ihre erstarrten Lebenskräfte freimachte, alles. In Ihnen lochte der herzensheiße Wille zu süßender Tat. Und dieser Wille, veraleichbar dem elektrischen Strom, der die Figuren eines zerstörten Magnettes wieder ordnet und ewig gültigen Gesetzen untertan macht, ließ Verschüttetes aus Licht treten . . . ließ Sie erneut Aufschuß gewinnen an das fliehende Leben. Dank altem Zufall. Sie müssen wissen“, wandte sich der Geheimrat an sein lautloses Auditorium, „daß sich mein erster Assistent in jener kritischen Nacht nach anstrengender Operation noch ein wenig im Anstaltsgarten erging. Da bemerkte er auf dem Zimmerballon der Frau Raingruber eine weiße nachtwandserische Gestalt. Natürlich dachte er an alles mbalische, nur an unser Schmerzenskind nicht. Wer ermitte sein Erstaunen, als er ihr Lager leer fand und sie selbst, mit ausgebreiteten Armen und geschlossenen Augen, an der Ballustrabe der Loggia dahinschreiten sah! Behutsam brachte er die Träumende zu Bett, wo sie bis in den späten Morgen schlief durchsichtig. Sie war geheilt. Geheilt, meine Herren! Der aufregende Traum hatte die Fesseln der Hysterie völlig zerklagen.“

Lassen Sie sich von Herzen Glück wünschen“, wandte er sich an die schmerzlich Lächelnde, „und lassen Sie sich von meinen innigen Freunden danken mit dem Ausdruck ihrer stummen Ergriffenheit; danken, daß Sie sie heute einen Blick in die Werkstatt der großen, der unerforschlichen Natur tun ließen, wie er ihnen viel leicht nie wieder im Leben wird. Gott befohlen, liebe Frau. Und das barmherzigste Geschenk“, der Schein herzlicher Freude lag auf dem altem Gelehrtengeicht, „mit dem Ihnen ein verführerisches Geschick alle getragenen Marter verailt, ist vielleicht dieses: Sie werden Ihren Mann als einen anderen wiederfinden. Mit Ihrem Leid haben Sie ihn geklärt und non bösen Schladen befreit. Und der Saat Ihrer Schmerzen wird seine Liebe eine lichte Spätschneise süßender Erkenntnis streifen. Vor einer kleinen Stunde er hat er es mir mit heiligen Eiden geschworen . . . drüben in meinem Ordinationszimmer. Gehen Sie getroßt. Ihr Herz leise Sie. Das reine, reife Leben liegt vor Ihnen. Und niemand, hören Sie, nie man d wird es Ihnen schmälern.“

Da beugte sich die Frau auf ihres areissen Freundes Hand. Und ging . . . ernst und bräutlich still . . . zu ihm, der sie mit einem feinschen, demütigen Herzen erwartete. . .

Mar Dennig / Immer muß ich in die Augen . . .

Immer muß ich in die Augen, in die müden, toten,
Meiner Mutter seh'n,
Ueber meinem Leben wie zwei stille Sterne
Leuchtend mild sie steh'n.

Liebe strahlten sie und gaben sorglich Wärme
Meiner Kinderzeit,
Nun, noch treu im Tode, wollen sie geleiten
Mich zur Ewigkeit.